

BERND WASS
PHILOSOPH

Der Mensch als Ressource

In Zeiten ökonomischer, politischer und sozialer Krisen, umkämpfter Märkte, multinational operierender Konzerne und an die Grenzen der Belastbarkeit stoßender Staatshaushalte ist immer häufiger vom Menschen als Ressource die Rede und immer häufiger wird er tatsächlich auch als eine solche betrachtet. Waren es bisher vor allem Mittel zur wirtschaftlichen Produktion, wie Rohstoffe, Maschinen, Geld usw. oder natürliche vorhandene Bestände wie Öl, Gas, Edelmetalle oder Wasser, die als Ressourcen gehandelt wurden, so ist es nun auch der Mensch selbst. Seine differenzierte Betrachtung als ein psychophysisches Wesen – als ein Wesen, das sowohl über ein geistiges als auch über ein körperliches Leben verfügt – wird aufgegeben, die Komplexität seiner kulturellen, sozialen und politischen Natur radikal reduziert und seine qualitative Bestimmung als denkendes, fühlendes, wahrnehmendes und erkennendes Wesen mehr und mehr durch eine quantitative ersetzt. Nicht zuletzt das Unternehmertum, in dem der Mensch schon seit geraumer Zeit als ‘Human Resource’ gilt, trägt zu dieser Entwicklung maßgeblich bei. Die Notwendigkeiten der Ökonomie treiben die »Verrohstoffung« des Menschen voran. Die Unternehmen stehen im Wettbewerb. Um erfolgreich zu sein sucht man nach dem besten menschlichen »Material«, das zur Verfügung steht. Es wird bewertet, gefiltert und aussortiert. Doch auch anderswo ist der Mensch als Ressource gefragt: Weltweit buhlen Universitäten um die besten Köpfe, richten Staaten ihre Migrationsprogramme an den Vorstellungen so genannter »High-Potentials« aus, sorgen ganze Kontinente mit fragwürdigen und bisweilen beschämenden Maßnahmen dafür, dass nur die Elite Platz findet. Auf besonders eindrucksvolle Weise zeigt die moderne Hightech-Medizin, was es heißt, den Menschen als Ressource zu sehen. Insbesondere das weite Feld der Organtransplantation ist ohne die Ressource ‘Mensch’ nicht zu bestellen. Auf zugespitzte Weise verrät dabei die aktuelle Hirn-Tod-Debatte, welche Brisanz dem Thema insgesamt innewohnt: Mit dem irreversiblen Erlöschen sämtlicher Hirnfunktionen wird der betroffene Mensch für tot erklärt und gleichsam radikal zur Ressource gemacht. Selbige wird dann so gewinnbringend verwertet wie möglich, nicht anders als es im Fall anderer Ressourcen ebenso geschieht. Per Definition von der Krone der Schöpfung zum *bloßen Mittel für Zwecke*. Jetzt steht nicht mehr nur die unbelebte und belebte aber nicht-menschliche Natur zur Disposition, sondern plötzlich und fundamental auch der Mensch selbst. Auf der Suche nach Glück, Reichtum, Macht, und was nicht sonst noch alles, wird er sich selbst und den anderen zum Gegenstand. Für manche eine düstere Prognose.

Aus der philosophischen Perspektive betrachtet stellt sich nun vor allem die Frage nach den anthropologischen und ethischen Verwerfungen dieser »Verrohstoffung« des Menschen. Es gehört zu den Grundeinsichten der Moderne, dass es nicht die eine vorgegebene Natur des Menschen gibt. Der Mensch begreift sich spätestens seit der Renaissance als Wesen, das sich selbst entwerfen kann. In diesem Zusammenhang stehen wir, so scheint es, vor einem neuen Entwurf. Doch worin genau besteht dieser Entwurf? Was wird das Zeitalter der Menschen ausmachen, in dem sie sich, anders als bisher, wesentlich selbst als Mittel zum Zweck betrachten? Vieles von dem, was man gegenwärtig darüber sagen kann mag höchst spekulativ sein, nichtsdestoweniger ist es angebracht darüber zu diskutieren. Ich möchte drei Aspekte beleuchten: Erstens den Zusammenhang zwischen der Deutung des Menschen als Ressource und seinem Streben nach Selbstoptimierung, zweitens den Zusammenhang zwischen der Selbstoptimierung und der aufkommenden Diktatur des Nutzens

und schließlich drittens den Zusammenhang zwischen einem potentiell neuen Menschenbild und der Moral.

Auch wenn es sich um eine Annahme handelt, ihre Plausibilität ist nicht von der Hand zu weisen: Je deutlicher sich der Mensch als Ressource begreift, umso intensiver wird er versuchen sich zu optimieren. Der Wert der Ressource 'Mensch' muss, will man den Anschluss nicht verpassen, um jeden Preis gesteigert werden. Der Philosoph Konrad Paul Liessmann skizzierte diesbezüglich jüngst eine Utopie vom Menschen, deren Eintreten nicht mehr allzu weit entfernt sein dürfte. Es ist eine Utopie der Perfektion.

Schon vor der Geburt beginnen die Optimierungsprogramme, die dafür sorgen sollen, dass später umfassend Kompetenzen angeeignet, Begabungen erkannt und Höchstleistungen erbracht werden können. Ei- und Samenzellen werden gezielt gewonnen, selektiert und zusammengeführt, der Körper wird von Kindesbeinen an trainiert und modelliert, richtige Ernährung, leistungssteigernde Nahrungsergänzungsmittel und eine langfristige Anti-Aging-Strategie sorgen für effiziente Nutzung der physischen Ressourcen, kleine Defizite und Verfallserscheinungen werden durch die ästhetische Chirurgie, größere durch künstliche Implantate und intelligente Prothesen korrigiert. Das Hirn wird umfassend gefördert, mit chemischen Substanzen gedopt, mit digitalen Informations- und Kommunikationsmedien kurzgeschlossen, die Seele wird durch Psychopharmaka von allen Irritationen befreit und durch permanente Kontrolle im Gleichgewicht gehalten. Am Ende solcher Optimierungsprozesse steht die Version eines perfekten, transhumanen Wesens, das reibungslos funktioniert und dem alles Menschliche fremd geworden ist.¹

Dass es sich bei solchen Wesen tatsächlich nur noch um Ressourcen handelt, um Mittel für bestimmte Zwecke, um »Humanmaterial« sozusagen, ist eine Vorstellung die zwar bizarr aber nicht allzu weit hergeholt ist. Es scheint so, als müsste die Frage, was der Mensch seiner Natur nach ist, was er sein kann aber vor allem, was er sein *soll*, erneut beantwortet werden. Das irritiert ein wenig, hatte man doch ein Stück weit das Gefühl am Beginn des 21. Jahrhunderts ein einigermaßen stabiles Welt- und Menschenbild aufgebaut zu haben. Doch der Schein der Stabilität trägt. Schon immer haben neue Entwicklungen vor allem in den Wissenschaften unser Selbstbild schwer erschüttert. Das zeigt ein Gang durch die Geschichte. Glaubten wir uns über die längste Zeit im Zentrum des Universums, so wissen wir spätestens seit Kopernikus, dass es eine empirisch viel besser gestützte Theorie gibt, der zufolge die Erde nicht das Zentrum der Welt ist. Wenn wir uns mit anderen Wesen auf der Erde vergleichen, haben wir den Eindruck, diesen weit überlegen zu sein und die Bibel sagt uns, dass wir nach Gottes Ebenbild geschaffen wurden, dass wir eine unsterbliche Seele besitzen, die unseren körperlichen Tod überdauern kann und die in der Lage ist unser Verhalten und Handeln zu steuern. Die moderne Evolutionstheorie zeichnet aber ein ganz anderes Bild. Ihr zufolge ist der Mensch radikal ein Teil der Tierwelt und wie alle Tiere ist auch er ein Ergebnis evolutionärer Prozesse. Die Psychologie hat herausgefunden, wie häufig wir uns über uns selbst täuschen und dass wir vieles, was wir tun, aus ganz anderen Gründen tun als wir glauben. Und die Neurobiologie schließlich, die »Leitwissenschaft« des 21. Jahrhunderts, schickt sich an, die vermeintlich fundamentalen Dimensionen des menschlichen In-der-Welt-seins, wie Bewusstsein, Selbstbewusstsein oder Willens- und Handlungsfreiheit, auf neuronaler Ebene zu entzaubern und

¹ Liessmann, Konrad Paul: Editorial, 19. Philosophicum, Lech, http://www.philosophicum.com/fileadmin/webData/pdf/pdf13/pdf14/pdf15/PH15_Editorial_20141114_mitMotiv_trinite_LiessmannKonradPaul_2015.pdf

für nichtig zu erklären. Man ist der Auffassung, dass einer vollständigen Erklärung unseres Gehirns, eine vollständige Erklärung unseres geistigen, mentalen oder seelischen Lebens inhärent ist. Mit anderen Worten: Wenn die Geschichte des Gehirns erzählt ist, dann ist auch die Geschichte des menschlichen Geistes erzählt. Es gibt nichts, was über die neuronalen Prozesse in unserem Gehirn hinausreicht und nicht im Prinzip in der Sprache der Physik erklärbar wäre. Alle geistigen Phänomene sind dieser Auffassung nach vollständig auf Hirnvorgänge reduzierbar. Sie sind keine echten Bausteine der Wirklichkeit, die eine eigene kausale Rolle spielen würden oder sich einer physikalischen »Vermessung« entzögen.

Wir sollten also eigentlich daran gewöhnt sein, dass das Bild vom Menschen über die Zeit hinweg nicht konstant ist, dass sich das, als was er sich begreift immer wieder geändert hat; das unser Selbstverständnis seit Anbeginn Wandlungen durchläuft, ebenso wie unsere Anschauungen darüber wer wir sein und wie wir leben wollen. Dennoch aber schaudert es den meisten von uns bei der Vorstellung eines Wesens, das angetrieben von der »Verrohstoffung« seiner Spezies, die Unzulänglichkeiten der menschlichen Natur weit hinter sich lässt, und das durch genetische, neurologische und pharmakologische Intervention, wie oben skizziert, zu einer perfekten Daseinsform mutiert, in besonderem Maße. Aber warum? Ist es nicht von jeher ein Traum des Menschen die Beschränkungen, die ihm seine biologische wie geistige Konstitution auferlegen, zu überwinden? Wie alt solche Träume sind zeigen die Mythen der Antike bis hinein in unsere Zeit, die von der Erschaffung vollkommener menschlicher Wesen handeln. So wird z. B. vom Menschenschöpfer Prometheus berichtet, der in Ovids 'Metamorphosen' Menschen aus Lehm und Wasser formt, sie belebt und ihnen von verschiedenen Tieren je eine Eigenschaft gibt. Oder von Pygmalion, einem einsamen Bildhauer, der eine wunderschöne Frauenstatue aus Elfenbein schuf, die er Galatea nannte. Der Künstler verliebte sich in sein Werk und flehte die Liebesgöttin Venus an, ihm eine solch vollkommene Frau zu schenken – und diese erhörte ihn: Als Pygmalion die Statue wieder einmal liebte, verwandelte sie sich in seinen Armen in ein perfektes Wesen aus Fleisch und Blut. In Homers 'Ilias' wiederum hat Hephaistos Mägde, die ihn bedienen und die aus Gold waren und doch lebenden Jungfrauen glichen. Aber auch das Mittelalter kennt die Idee des selbsterschaffenen artifiziellen Ebenbildes vor allem in der Gestalt von magisch und alchemistisch belebten Androiden. So sollen den Legenden nach die gelehrtesten Männer des Mittelalters, darunter etwa der Philosoph und Wissenschaftler Roger Bacon, »sprechende Köpfe« geschaffen haben, die hohen politischen wie kirchlichen Instanzen als Berater zur Verfügung standen – ganz im Sinne von Ressourcen. Albert Magnus soll gar in dreißigjähriger Arbeit einen sprachbegabten, künstlichen Menschen hergestellt haben. Mit dem Retortenmenschen der Renaissance, dem sogenannten Homunculi², wird die Idee des künstlichen Menschen auf eine neue Stufe gehoben. Im 16. Jahrhundert beschreibt der berühmte Arzt Paracelsus eine Prozedur zur Erzeugung eines künstlichen »Menschleins« mit Hilfe der Alchemie. Darüber hinaus gibt es Vorstellungen von »Pflanzenmenschen«, sogenannten Alraunen. Die hochgiftige Alraune, botanisch Mandragora, ist eigentlich eine giftige Heil- und Ritualpflanze, die seit der Antike als Zaubermittel gilt. Der Mythos um die Pflanze und ihren Gebrauch entstand vor allem auf Grund der oftmals menschenähnlichen

² Lateinisch: »Menschlein«.

Form ihrer Wurzel. Im späten 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wird der künstliche Mensch in einem noch nie erreichten Ausmaß Gegenstand der Literatur. 1789 erscheint Jean Pauls 'Der Maschinenmann', 1811 Achim von Arnims 'Isabella von Ägypten', 1814 E.T.A Hoffmanns 'Die Automaten', 1817 sein 'Sandmann', 1818 Mary Shelleys 'Frankenstein' und 1834 Ludwig Tiecks 'Die Vogelscheuche', um nur einige Beispiele zu nennen. Im 20. und 21. Jahrhundert schließlich sind es die Kinofilme, in denen wir Robotern, Mutanten, Androiden, Klonen und Cyborgs begegnen. Neill Blomkamp, lässt in seinem neuesten Werk 'Chappie' den Wissenschaftler Dion Wilson gar eine Maschine entwickeln, die Denken und Fühlen kann und über Bewusstsein und Selbstbewusstsein verfügt und die dem Menschen in allen Belangen weit überlegen ist. Die Sehnsucht nach einem perfekten menschlichen Wesen hat unsere Phantasie durch alle Epochen und Zeiten beflügelt, hat die Wissenschaft gewaltige Anstrengungen unternehmen lassen und die technische, biologische und medizinische Entwicklung vorangetrieben. Und jetzt, so kurz vor dem Ziel, beschleicht uns die Angst? Wie das? Möglicherweise, weil uns die Einsicht dämmert, dass es tatsächlich längst nicht mehr nur darum geht ausgezeichnete menschliche Ebenbilder zu schaffen, die jene Arbeiten verrichten zu denen *wir* nicht fähig oder nicht willens sind, sondern darum uns selbst zu perfekten Wesen zu machen. Das ist eine vollkommen neue Dimension. Dass der Mensch vor diesem finalen Schritt seiner technisch-kulturellen Evolution nicht halt machen wird, liegt auf der Hand. Gepaart mit der Deutung des Menschen als Ressource sind die Konsequenzen, die damit einhergehen, vom gegenwärtigen Standpunkt aus überhaupt noch nicht einsehbar.

Kommen wir zum zweiten Aspekt, den es zu beleuchten gilt: den Zusammenhang zwischen der radikalen Selbstoptimierung des Menschen und der aufkommenden Diktatur des Nutzens. In einer Welt perfekter Menschen, die allzeit im Stande sind Höchstleistungen zu erbringen und die sich selbst als Ressourcen sehen, die es möglichst effizient und gewinnbringend einzusetzen gilt, wird die Beschäftigung mit dem vermeintlich Nutzlosen, mit Kunst und Literatur, mit Musik und Theater, mit Philosophie und Geschichte, mit Sprache und Deutung, mit bloßem Spintisieren und Träumen zunehmend disqualifiziert werden. Was uns hier erwartet, das lässt sich an Hand der aktuellen Bildungsdebatte schon jetzt einigermaßen gut veranschaulichen.

Im gegenwärtigen Diskurs fungiert "Bildung" eher als Sammelbegriff für all jene Lern- und Trainingsprozesse, denen sich die Menschen unterziehen müssen, um im Kampf um die knapper und anspruchsvoller werdenden Arbeitsplätze mithalten zu können. [...] Wie die Individuen stehen auch die Bildungsinstitutionen in einem Konkurrenzverhältnis, das durch künstliche Maßnahmen wie periodische Tests, Evaluationen und Rankings noch verschärft wird. Als ein – wenn auch nicht alleiniges – Kriterium für die Qualität von Bildungseinrichtungen fungiert dann auch folgerichtig die Nähe zum Arbeitsmarkt. Die Nützlichkeit erworbenen Wissens und angeeigneter Kompetenzen für berufliche Karrieren einerseits und für die Erfordernisse einer dynamischen globalisierten Wirtschaft andererseits werden zum entscheidenden Gesichtspunkt, an dem sich letztlich die Lehrpläne von Volksschulen ebenso zu orientieren haben wie die Curricula universitärer Studiengänge. Man spricht zwar noch von "Bildung", meint aber in aller Regel eine an den Erfordernissen der Ökonomie orientierte, effizient und kostengünstig gestaltete "maßgeschneiderte" Qualifizierung von Menschen, also ihre "Ausbildung" Dieser Prozess lässt sich an zahlreichen Indizien ablesen. Die große Bedeutung, die Lebensnähe, Praxisorientierung und Verwertbarkeit in unterschiedlicher Ausprägung auf allen Ebenen gewonnen haben, spricht eine ebenso deutliche Sprache wie die Verdrängung von Inhalten und Disziplinen, die dem Verdacht ausgesetzt sind, nur totes, nutzloses oder bestenfalls

luxuriöses Wissen zu vermitteln. In der Rede von den "Orchideenfächern" schlägt sich dies ebenso nieder wie in den Lehr- und Studienplänen, die permanent in Hinblick auf die Vermittlung wirklich brauchbarer Kenntnisse und Fähigkeiten durchforstet und deshalb ständig umgestaltet werden müssen. Alte Sprachen, die Künste, Literatur, aber auch Mathematik und Geschichte sowie die Grundlagen- und Geisteswissenschaften sehen sich so ständig unter dem Damoklesschwert nicht einlösbarer Nützlichkeitswartungen. Nur in Verbindung mit dem Versprechen auf Anwendung ist deren Existenz zu sichern, und so mutiert die Literatur– zur Medienwissenschaft und die Theologie zu einem Kompetenzzentrum für pastorale Dienstleistungen. Aber auch die Konzeption, Schule als Lebensraum zu deuten und jeden Bildungsgang eher als interdisziplinäres, praxisnahes Projekt, denn als disziplinierten, geistigen Aneignungsprozess zu initiieren und zu organisieren, zollt diesem Anspruch ihren Tribut. Dass nun in jedem Curriculum mit großem rhetorischen Aufwand die arbeitsmarkttauglichen Qualifikationen aufgezählt werden müssen, die ein Mensch nach dem Durchlaufen eines Bildungsangebotes angeblich oder wirklich erwirbt, stellt in diesen Zusammenhang eine logische Konsequenz dar, die zudem den Vorteil hat, dass man sich über Bildungsinhalte kaum mehr den Kopf zerbrechen muss, da diese durch das, was - angeblich - gerade gebraucht wird, vorgegeben werden.³

Die Reduktion der Bildung auf Praxisrelevanz und eine am Kriterium des ökonomischen Nutzens orientierte Ausbildung lässt sich schon jetzt problemlos in das neue Bild des Menschen einfügen, in dem er sich als Ressource begreift, deren Wert es, wie Eingangs erwähnt, zu steigern gilt, vor allem um in wirtschaftlicher Hinsicht voranzukommen. Der flexible Mensch, der im Sinne der Selbstoptimierung, lebenslang lernbereit, seine kognitiven Fähigkeiten den sich rasch wandelnden Märkten zur Disposition stellt, ist dann aber „nicht einmal mehr eine Karikatur des humanistisch Gebildeten, wie ihn Wilhelm von Humboldt in seiner knappen Theorie der Bildung des Menschen skizziert hatte, sondern dessen krasses Gegenteil.“⁴

Bei allem, was Menschen heute wissen müssen und wissen können – und das ist nicht wenig! –, fehlt diesem Wissen jede synthetisierende und integrierende Kraft. Es bleibt über weite Strecken, was es offenbar sein soll: Stückwerk – rasch herstellbar, schnell anzueignen und leicht wieder zu vergessen. Die Differenz von Bildung und Ausbildung wird in Hinblick auf die Ausbildung eingeebnet. Was dabei verloren geht, wird klar, wenn man sich an die Bestimmung dieser Differenz hält, wie sie etwa der Berliner Philosoph Peter Bieri formuliert hat:

„Bildung ist etwas, das Menschen mit sich und für sich machen: Man bildet sich. Ausbilden können uns andere, bilden kann sich jeder nur selbst. Das ist kein bloßes Wortspiel. Sich zu bilden, ist tatsächlich etwas ganz anderes, als ausgebildet zu werden. Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden - wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein.“⁵ Stellt sich die Frage, ob es wirklich erstrebenswert ist, auf eine Art und Weise in der Welt zu sein, in der geistige Freiheit, Muße, Kontemplation, poetische Erfahrung usw. dem Diktat des Nutzens untergeordnet wird.

³ Liessmann, Konrad Paul: Über die Bildsamkeit des Menschen, Vortrag, 2010.

⁴ Ebenda.

⁵ Bieri, Peter: Wie wäre es, gebildet zu sein? Festrede, gehalten an der Pädagogischen Hochschule Bern am 4. November 2005.

Nun zum dritten Aspekt, dem Zusammenhang zwischen einem potentiell neuen Menschenbild – dem Bild des Menschen von einer sich selbst in ihrem Wert steigernden Ressource – und der Moral.

Immanuel Kant postuliert in der ‘Grundlegung zur Metaphysik der Sitten’, dass alle von einer Handlung Betroffenen, einschließlich der handelnden Person selbst, niemals bloß als Mittel betrachtet werden, sondern stets zugleich als Wesen, deren Zweck an sich selbst gegeben ist.⁶ Eine Forderung von großer Tragweite, macht sie doch einen Unterschied deutlich zwischen Subjekt und Objekt. Zwischen beseelten Wesen, wie es z.B. wir Menschen sind auf der einen Seite und Gegenständen auf der anderen. Weil bei den Objekten der Zweck gänzlich außerhalb ihrer selbst liegt, sind Objekte potentiell reine Mittel für Zwecke. Mit anderen Worten: Objekte vermögen sich selbst keine Zwecke zu geben. Sogar ihre Zweckmäßigkeit wird von außen her, von den Subjekten bestimmt. Das macht sie zu Mittel. Nehmen wir z.B. einen Tisch, einen Holztisch freilich: Der Zweck eines Tisches ist es u.a., sich an ihn zu setzen und auf ihm etwas abzustellen. Ein Glas Wasser oder einen Teller Suppe etwa. Wollten wir uns zum Essen treffen, so wäre ein Tisch zweckmäßig und also ein Mittel hierfür. Zweck und Zweckmäßigkeit des Tisches, also das, was ihn zum Mittel macht, liegt außerhalb desselben, steht sozusagen nicht in seiner Verfügung. Den Subjekten hingegen kommt ein Zweck an sich zu. Zwar sind wir mitunter auch Mittel für die Zwecke anderer, aber nicht *nur*, das ist entscheidend. Selbst dann, wenn *ich* z.B. Mittel zum Zweck der Durchführung dieser eineinhalbstündigen Abendveranstaltung bin, so bin ich immer auch noch etwas anderes als bloß dieses Mittel. Das nämlich, was ich mir selbst bin. Der Zweck, der mir selbst innewohnt.

Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen Preis, oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als Äquivalent, gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstatet, das hat eine Würde. Was sich auf die allgemeinen menschlichen Neigungen und Bedürfnisse bezieht, hat einen Marktpreis; das, was, auch ohne ein Bedürfnis vorauszusetzen, einem gewissen Geschmacke, d.i. einem Wohlgefallen am bloßen zwecklosen Spiel unserer Gemütskräfte, gemäß ist, einen Affektionspreis; das aber, was die Bedingung ausmacht, unter der allein etwas Zweck an sich selbst sein kann, hat nicht bloß einen relativen Wert, d.i. einen Preis, sondern einen innern Wert, d.i. Würde.⁷

Wo es also im Handeln der Menschen, gemäß der dritten Fassung des kategorischen Imperativs nicht nur darum geht, den anderen als Mittel für eigene Zwecke zu benützen – in diesem Sinn haben Menschen ihre Preise –, sondern darum denn anderen auch als Zweck an sich zu achten, das heißt, zu respektieren, dass er um seiner selbst willen existiert, geht es nicht um Werte, sondern um die Würde des Menschen. Inwiefern nun das ohnehin fragile Gebilde der Würde gefährdet ist, bleibt offen. Es stellt sich nämlich die Frage, wie sehr die Differenzierung zwischen Gegenstand und beseeltem Wesen, zwischen Preis und Würde, die uns auch ohne Philosophie intuitiv einleuchtet und wonach wir unser Handeln im Alltag ausrichten, an schärfe verliert, wenn wir uns am Ende weithin als perfektionierte, gewinnbringende Ressource sehen, als bloßes Mittel zum Zweck – mögen es unsere eigenen Zwecke sein oder auch die Zwecke anderer.

⁶ Vgl. Kant, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Suhrkamp, Frankfurt, 1974.

⁷ Kant, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Suhrkamp, Frankfurt, 1974.